

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

11) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Und wie sollte es auch anders sein? Dieser Priester ist der Gefängniß-Geistliche. Sein Amt ist, zu trösten und zu ermahnen, und er lebt davon. Die Sträflinge und Kranken fallen in das Bereich seiner Beredsamkeit. Er hört ihre Beichte und gewährt ihnen geistlichen Beistand — das ist sein Beruf. Er ist alt geworden in dem Beruf, Menschen auf ihrem letzten Gange zu begleiten. Seit Langem ist er daran gewöhnt, was die andern mit Schauern erfüllt; seine weiß gepuderten Haare sträuben sich nicht mehr; Zuchthaus und Schaffot sind ihm alltägliche Dinge. Er ist dafür abgestumpft. Wahrscheinlich hat er ein Notizbuch, in dem er auf der einen Seite die Sträflinge, auf der anderen Seite die zum Tode Verurtheilten verzeichnet. Er wird am Abend vorher benachrichtigt, daß er am andern Morgen um die und die Stunde einen mit seinem Heilspruch trösten soll. Er fragt, ob es ein Sträfling oder ein zum Tode Verurtheilter ist. Er liest seine Notizbuchseite durch und erscheint dann. Auf diese Weise kommt es, daß die, die nach Toulon oder nach dem Grèveplatz gehen, Gemeinplätze für ihn sind, sowie er einer für sie ist.

O! Wenn man mir doch statt seiner irgend einen jungen Vikar oder einen alten Curé aus dem ersten besten Kirchspiel geholt hätte, der vor seinem Stamin sitzt, ein Buch liest und auf nichts weiter vorbereitet ist. Man sagt ihm:

„Es soll ein Mensch hingerichtet werden, und Sie sollen ihn trösten. Sie müssen bei ihm sein, wenn man ihm die Hände schnürt, wenn man ihm die Haare abschneidet; Sie müssen auf seinen Starren steigen, um mit Ihrem Kreuzifix ihm den Henker zu verbergen, Sie müssen mit ihm bis zum Grèveplatz auf dem holprigen Pflaster fahren, durch die ekelhafte, blutgierige Menschenmenge. Sie müssen ihn am Fuße des Schaffots umarmen und dort bleiben, bis sein Kopf vom Rumpfe getrennt ist.“

Dann führe man ihn zitternd und schauernd zu mir her. — Ich will mich in seine Arme, zu seinen Füßen werfen. Er wird weinen, wir beide werden weinen. Er wird Worte des Trostes finden und ich werde getröstet sein. Mein Herz wird den Weg zu seinem finden.

Aber was ist dieser Gefängnißpriester für mich und ich für ihn? Ein Unglücklicher, ein Schatten, wie er deren schon so viele gesehen hat. Einer mehr in der Zahl der Hinrichtungen. Ich habe vielleicht Unrecht, daß ich ihn so ablehnte, er ist doch ein guter Mensch, ich ein schlechter. Ach, das ist nicht meine Schuld. Der Athem eines Verurtheilten beschmückt und verdirbt alles.

Man bringt mir soeben Essen. Sie haben geglaubt, daß ich hungrig sei! Eine delikate und ausgefuchte Mahlzeit; ich glaube gar ein Hühnchen und sonstige schöne Dinge. Ich habe zu essen versucht. Aber beim ersten Bissen ist mir alles wieder aus dem Munde gefallen. Es schien mir bitter und übelriechend zu sein.

XXXI.

Es ist ein Mann mit dem Gute auf dem Kopfe bei mir eingetreten, der mich kaum ansah. Er klappte einen Maßstab auf und fing an, die Mauersteine von unten bis oben zu messen. Er sagte mit lauter Stimme bald: „So geht's,“ und bald: „So geht's nicht.“

Ich fragte den Gendarmen, wer das sei. Es scheint ein Architekt zu sein, der im Gefängniß angestellt ist. Auch seinerseits schien die Neugier in Bezug auf meine Person geweckt zu sein. Er wechselte ein paar Worte mit dem Schließer, der ihn begleitete, heftete dann die Augen auf mich, schüttelte sorglos den Kopf und fuhr dann fort, mit lauter Stimme zu sprechen und zu messen.

Als er fertig war, näherte er sich mir und sagte mit seiner hellen Stimme: „In sechs Monaten, guter Freund, wird das Gefängniß mal besser aussehen.“

Seine Geste schien auszudrücken:

„Schade, daß Sie nichts mehr davon haben.“

Er lächelte fast. Ich sah schon den Augenblick kommen, wo er mit mir zu scherzen anfing, wie man mit einer jungen Frau am Hochzeitabend spaßt.

Der Gendarm, der bei mir war, ein alter langgedienter Soldat, übernahm statt meiner die Antwort.

„Man spricht nicht so laut in einem Sterbezimmer.“

Der Architekt ging.

Ich blieb zurück wie einer von den Steinen, die er maß.

XXXII.

Hernach begegnete mir etwas Lächerliches.

Mein alter Gendarm wurde abgelöst, dem ich undankbarer Egoist nicht einmal die Hand drückte. Ein anderer nahm seinen Posten ein, ein Mensch mit niedriger Stirn, förmlichen Ochsenaugen und dummem Gesicht.

Uebrigens achtete ich nicht weiter darauf. Ich lehrte der Thür den Rücken und saß vor dem Tisch. Ich versuchte, meine Stirn mit der Hand zu kühlen. Meine Gedanken verwirrten meinen Verstand.

Ein leichter Schlag traf meine Schulter. Ich drehte den Kopf um. Es war der neue Gendarm, mit dem ich allein war:

Er redete mich etwa so an:

„Haben Sie ein gutes Herz?“

„Nein,“ erwiderte ich.

Seine schroffe Antwort schien ihn zu verwirren. Indessen fuhr er zögernd fort:

„Man ist nicht so boshaft zum Vergnügen.“

„Warum nicht,“ versetzte ich. „Wenn Sie weiter nichts zu sagen haben, lassen Sie mich ungeschoren. Was wollen Sie denn eigentlich?“

„Verzeihen Sie, nur zwei Worte. Wenn Sie einen armen Mann glücklich machen können und Ihnen das nichts kostet, würden Sie das nicht thun?“

Ich zuckte die Achseln.

„Sie sind wohl nicht recht gescheut? Sie wählen ein seltsames Gefäß, um damit aus dem Brunnen des Glückes zu schöpfen. Ich sollte jemanden noch jetzt glücklich machen können?“

Sein Gesicht nahm einen geheimnißvollen Ausdruck an, der zu seinem Aussehen garnicht paßte, und er sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, Sie können mich glücklich machen. Mein ganzes Glück wird von Ihnen kommen. Ich bin ein armer Gendarm. Der Dienst ist schwer, die Löhnung gering, mein Pferd gehört mir und kostet ungeheuer viel. Da spiele ich denn in der Lotterie. Man muß doch das Glück versuchen. Bis jetzt fehlten mir, um zu gewinnen, nur die guten Nummern. Ich suche überall sichere, aber trefse immer daneben. Ich setze auf 76, und 77 kommt heraus. Es nützt mir nichts, wenn ich sie weiterspiele, sie kommen doch nicht... Bitte, nur noch einen Augenblick Geduld, ich bin gleich fertig. — Nun ist jetzt eine schöne Gelegenheit für mich. Sie werden ja heute hingerichtet. Es ist erwiesen, daß die Leute, die auf diese Weise ums Leben kommen, die Lotterie im Voraus sehen. Versprechen Sie mir, morgen Abend zu erscheinen — was schlägt Ihnen das? — und mir drei Nummern zu geben, drei gute. Wie? Ich habe keine Furcht vor Gespenstern, seien Sie unbesorgt. — Hier ist meine Adresse: Popincourt-Kaserne, Treppe A, Nr. 26, am Ende des Korridors. Sie werden mich doch wohl wiedererkennen, nicht wahr? — Kommen Sie meinetwegen heute Abend, wenn es Ihnen bequemer ist.“

Ich würde es nicht der Mühe für werth gehalten haben, diesem Dummkopf zu antworten, wenn nicht eine wahnsinnige Hoffnung mein Hirn durchkreuzt hätte. Wenn man sich in einer so verzweifelten Lage, wie ich, befindet, glaubt man zuweilen, eine Kette mit einem Haar durchbrechen zu können.

„Höre,“ sagte ich ihm, und verstellte mich so gut, als es einer kurz vor seinem Tode kann, „ich kann Dich in der That reicher als der König machen, und Dich Millionen gewinnen lassen. Unter einer Bedingung.“

Er riß die blöden Augen auf.

„Welche? Welche? Ich will Ihnen alles zu Gefallen thun!“

„An stelle der drei Nummern verspreche ich Dir vier. Aber wechsele die Kleider mit mir.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ sagte er und fing an, die ersten Haken an seiner Uniform aufzumachen.

Ich hatte mich von meinem Stuhl erhaben. Ich beobachtete alle seine Bewegungen, mein Herz schlug. Ich sah schon die Thüren vor der Gendarmen-Uniform sich öffnen und den Platz, und die Straße und den Justizpalast hinter mir liegen.

Aber unschlüssig kehrte er sich ab.
„Ach so — Sie wollen von hier fortgehen?“

Ich begriff, daß Alles verloren war. Dennoch machte ich einen letzten, doch gänzlich unnützen und verrückten Versuch.

„Allerdings,“ sagte ich ihm, „aber Dein Glück ist dann gemacht.“

Er unterbrach mich.

„S bewahre! Und meine Nummern? Damit sie gut sind, müssen Sie ja todt sein.“

Ich setzte mich wieder hin, stumm und hoffnungsleerer als je.

XXXIII.

Ich schloß die Augen und bedeckte sie mit beiden Händen. Ich suchte in der Vergangenheit die Gegenwart zu vergessen. In meiner Träumerei ziehen nacheinander die Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend an mir vorüber, sanft, friedlich, lachend. Sie tauchen als blumige Inseln aus dem Abgrund der finsternen und verworrenen Gedanken auf, die in meinem Hirn wirbeln.

Ich sehe mich als Kind wieder, als munteren und lachenden Schulbuben mit meinem Bruder spielen, in der großen Allee des verwilderten Gartens herumtoben, wo ich meine ersten Lebensjahre verlebte. Es war dies der ehemalige Garten der frommen Schweftern, über den mit seiner bleiernen Kuppel der Dom von Val-de-Grâce ragt.

Vier Jahre später. Ich bin immer noch da. Noch ein Kind, aber schon tyrannisch und leidenschaftlich veranlagt. Ein junges Mädchen ist in dem einsamen Garten.

Die kleine Spanierin, mit ihren großen Augen, langen Haaren, von bräunlicher Hautfarbe mit goldigem Schimmer. Die Lippen roth und die Wangen rosig. Eine Andalusierin von vierzehn Jahren, Pepa.

Unsere Mütter haben uns geheißt, herumzulaufen; wir gehen ganz züchtig spazieren.

Man hieß uns spielen. Wir plaudern, Kinder desselben Alters, aber nicht des gleichen Geschlechtes.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Spielkarten.

Die Karten sollen nach einer Uebersetzung im Jahre 1392 oder 1399 zur Unterhaltung des wahnsinnig gewordenen Königs Karl VI. von Frankreich erfunden sein. Diese Annahme gehört aber in das Reich der Sage, da es schon lange vorher Karten gab. Meist wird angenommen, daß diese aus dem Oriente stammen, wo sie bereits früher in Gebrauch waren. Anfangs scheinen sie nur beim Wahrsagen benutzt worden zu sein. Hierfür, wie auch für den orientalischen Ursprung sprechen die Namen, die die Spielkarten ursprünglich in Italien und Spanien trugen. Im ersteren Lande hießen sie „Naibe“, im letzteren „Naibes“, Wörter, die aus dem orientalischen Ausdruck für Prophezeiung, Vorherfügung abgeleitet sind. Ferner ist die Ähnlichkeit zwischen den Karten in ihrer einfachsten Form und dem Schachspiel, das vom Orient stammt, unverkennbar. Die ersten Kartenspiele bestanden aus 36 Blättern, unter denen der König, der Ritter und der Bube die einzigen Figuren waren, die übrigen hatten nur einen Zahlenwerth und hießen „gemeine Soldaten“. Bei der ursprünglichen Form des Schachspiels finden wir ebenfalls einen König, einen Wirth, einen Reiter und die Pions (indische Fußsoldaten). Der einzige Unterschied war, daß bei den Karten die Figuren statt zweimal, viermal vorhanden waren. Zudem waren die Karten früher im Osten und Süden Europa's bekannt, als im Norden und Westen. Historische Spuren führen darauf, daß man zuerst in Italien, dann in Deutschland, England, Frankreich und Spanien Karten spielte. Die italienischen Karten wurden 1299 mit Bildern versehen, während sie früher ohne Bilder vorlamen. Die älteste bekannte Spielkarte, von der Blätter erhalten sind, stammt aus Genua und ist aus Papier von Baumwolle, wie es besonders von den Arabern schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts hergestellt wurde. Die ältesten italienischen Karten dagegen sind aus Linnenpapier, das weit später auftritt.

Von Italien kamen die Spielkarten wahrscheinlich im 13. Jahrhundert nach Deutschland. Im Jahre 1321 schon verbot Bischof Gottfried III. von Würzburg seinen Geistlichen das „sündige“ Kartenspiel; ein Gleiches that Kurfürst Balduin von Trier 1327,

woraus hervorgeht, daß dieses Spiel damals schon viel gespielt wurde. Nicht viel später als in Deutschland, tritt in England die erste Spur vom Kartenspiel auf, wie aus einer Stelle in Anst's „Geschichte des Hosenbandordens“ hervorgeht. Dort ist eine Wirthschaftsrechnung des Königs Eduard I. von 1278 angeführt, in welcher der Posten vorkommt: „Für das Spiel die vier Könige — VIII sh v d.“ Um 1464 muß in England das Kartenspiel schon recht bekannt gewesen sein, da in den Parlamentsakten des Jahres die Spielkarten als ein verbotener Einfuhrartikel aufgeführt werden. Unter Heinrich VII. war ihr Gebrauch wahrscheinlich allgemein, denn es wird von öfteren Verlusten dieses Königs im Kartenspiel berichtet.

In Frankreich findet sich die erste Erwähnung der Spielarten in den „Annales de Provence“ um 1361. Wie es scheint, wurde der Bube damals „Luchin“ genannt, welcher Name einer Räuberbande entlehnt war, die zur Zeit die Grafschaft Venaissin verheerte. Nach einem jüngst entdeckten Manuscript müssen die Karten schon um 1340 in Frankreich bekannt gewesen sein. Der Hauptgrund, weshalb man den Franzosen die Erfindung der Spielarten zuschrieb, war das Vorhandensein einer Lilie auf jedem Bilde. Dieses Emblem kam aber schon in früherer Zeit auf römischen Herbildern und im Mittelalter auch an den Szeptern und Kronen der deutschen Kaiser und denen der englischen Könige vor dem Einfall der Normannen vor. Zudem haben gerade die ältesten französischen Karten, von denen noch Proben vorhanden sind, keine Lilien auf ihren Bildern. Die Karten, welche Jacques Gringonneur für den schwächmüthigen Karl VI. erfunden haben soll, werden von den Gelehrten in die Mitte des 15. Jahrhunderts verlegt. Sie weichen von den anderen Spielen wesentlich ab, sind mit schönen Illustrationen geschmückt und etwa dreimal so groß als unsere Karten. Zwei Blätter dieses überaus kostbaren Spieles sind in Ebeling's „historisch-grotesk-romischem Bilderatlas“ getreu den Vorlagen entsprechend in Gold- und Farbendruck nachgebildet. Sehr interessante Proben von Karten finden sich auch unter den historischen Reichthümlichkeiten im Britisch-Museum. Sie sollen aus dem Jahre 1440 stammen. Zu dieser Sammlung gehören auch vier Karten, die wahrscheinlich 1480 angefertigt sind und zufällig in einem alten Buche gefunden wurden, das man 1842 gekauft hatte.

Was die Herstellung der Karten betrifft, so sind die ältesten Spiele gemalt worden, und zwar theilweise mit großer Kunstfertigkeit. Im Mittelalter waren besonders die deutschen Kartenmacher berühmt. Wie bei Meßbildern, so wurde auch bei den Spielkarten auf die Verschönerung viel Kunst und Geschmac verwendet. Die Charakterarten, der König, Ritter und Bube, prangten in Purpur und Karmoisin und waren nicht selten auf Goldgrund gemalt. Natürlich war auch der Preis solcher Arbeit angemessen, daher konnten sich nur die Reichen der Karten bedienen. Als jedoch die Deutschen zwischen 1351 und 1360 den Holzdruck auf die Karten anwendeten, wurde das Kartenspiel auch den weniger Bemittelten zugänglich. Die Einführung der Metallplatten machte die Fabrikation noch einfacher. Nunmehr nahm die Ausfuhr billiger Spielkarten aus Deutschland einen großen Umfang an. Anfangs war Nürnberg der Hauptort für die deutsche Kartemanufaktur gewesen, später wetteiferten mit ihm Ulm, Augsburg, Leipzig, Darmstadt, Mannheim, Frankfurt a. M., München, Hamburg, Stralsund.

Der Umstand, daß alle Gewinnspiele als eine Art von Kriegsführung angesehen werden können, tritt besonders an dem Schach- und Kartenspiel hervor und unterstützt die Annahme, daß das eine nur eine Modifikation des andern ist. Nach Einigen stellten die Karten ursprünglich die vier Klassen dar, den Adel, die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Bauern, so daß Pique eine Lanze und so den Ritterstand bedeute, Coeur den Kreuz (indem man sich unter den Geistlichen die gens du choeur, den geistlichen Chor, denkt), die Carreau (was soviel wie Diamant bedeutet und auch im Englischen diamond heißt) den Handelsstand und Trefle (trifolium), das Kleeblatt, die Landleute. Für Trefle sagt man im Englischen auch club und im Spanischen basto (Knüttel).

Spätere Veränderungen werden den Franzosen zugeschrieben. Sie verwandelten den Ritter in eine Dame, von denen eine jede sich auf eine bestimmte Persönlichkeit bezog. Die Könige wurden dargestellt als David (Pique), Alexander (Trefle), Karl der Große (Coeur) und Cäsar (Carreau). Die Buben, die früher als Diener (valets) der Ritter auftraten, bezogen sich ebenfalls auf bestimmte Persönlichkeiten und hießen Ogier, Lancelot, La Hire und Hector von Gelard.

Als den Geistlichen in Deutschland im 14. Jahrhundert hier und da das Spiel verboten wurde, suchten sie sich dadurch zu helfen, daß sie eine „Heiligenarte“ erdachten, um dem Spiele den Anschein frommer Übungen zu geben. Bei derselben traten an die Stelle der Könige, Ritter und Buben bestimmte Heilige, wovon der Eichel- oder den Namen Wenzel nach dem heiligen Wenzeslaus bezieht. Den Grünöber stellte der heilige Sebastian vor, weshalb er noch heute öfters Baste genannt wird. Daher ist die Annahme falsch, nach der die Bilder Ober und Wenzel erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein sollen. Sie kommen schon auf den ältesten deutschen, bis auf uns gelangten Karten vor. Diese sind in Nürnberg von 1350, bis 1360 in rohem Holzschnitt hergestellt. Witzhin kann das erste deutsche Kartenspiel, wie öfters angegeben wird, nicht aus dem Jahre 1391 stammen. Dieser Irrthum ist wohl dadurch zu erklären, daß in dem genannten Jahre

ein neues Kartenspiel, das „Landsknechtsspiel“, aufkam. Es hat mit dem Hazardspiel gleichen Namens nichts zu thun, sondern kam schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder ab. Einzelne Spiele dieser Art sind uns erhalten; sie bestehen aus 33 Blättern, aus 12 mit Zahlen und 21 benannten Bildern: Pfeif, Würst (3 Blätter), Einleht, Auszahl, Deller, Glas (2 Blätter), Narr (2 Blätter), Thuler (2 Blätter), Berda (2 Blätter), Miau (2 Blätter) und Gott (3 Blätter).

Zur Zeit der französischen Revolution verschwanden die Zeichen des Königtums von den Karten. Aus den vier Königen wurden Genien des Krieges, des Friedens, des Handels und der Kunst, während die Königinnen in Göttinnen der Freiheit und die „Bafets“ als Mitglieder der alten Ritter, in vier Männer, welche die Gleichheiten des Ranges, der Stellung, der Rechte und der Pflichten darstellten, verwandelt wurden. Unter dem Kaiserreiche wurden diese Karten aber wieder abgeschafft, und Napoleon I. beauftragte den berühmten Maler David, die Skizzen zu neuen Karten zu entwerfen. Diese wurden aber nicht vollstänlich, weshalb man bald zu den alten Mustern zurückgriff. Die Bourbonen ersetzten den napoleonischen Adler durch ihre Lilie. Jetzt ist jedenfalls die französische Karte am meisten in Gebrauch. — Otto Lehmann.

Kleines Revueillon.

en. **Sonnen- und Sandbäder im Alterthum.** Dr. Marlese giebt in den „Wiener Medizinischen Blättern“ einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Naturheilkunde und im Besonderen der Anwendung von Licht und Wärme als Heilmittel. Im Alterthum war man zur Heilung von Krankheiten fast ganz auf „natürliche“ Verfahren angewiesen und machte von solchen auch einen umfassenden Gebrauch. Im alten Griechenland gaben schon die vielen gymnastischen Uebungen, die mit blohem Körper in freier Luft und freiem Sonnenschein ausgeführt wurden, reichlich Gelegenheit zu Luft- und Sonnenbädern. Bei den Römern dagegen, wo die Gymnastik weniger einen Theil der Volkserziehung ausmachte und wo man auch den Körper mehr verhüllte, hatte das eigentliche Sonnenbad eine weite Verbreitung gewonnen. Entweder bestanden diese Sonnenbäder darin, daß man nackt in der Sonne spazieren ging oder in der Sonne lag, oder daß man in einem besonderen Anbau des Hauses, dem sogenannten Solarium, den Körper den Sonnenstrahlen aussetzte, entweder unmittelbar auf dem Boden oder auch auf Polster gelagert. Die Solarien entsprachen ungefähr unseren Erkern oder Balkons und waren wie diese mit einem Gitter versehen, um ein Herabstürzen zu verhindern. Die Sonnenbäder werden entweder „trocken“ genommen oder nach vorhergegangener Salbung des Körpers. Insofern werden die Sonnenbäder als ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen betrachtet und angewandt, während ihre Benutzung zur Beseitigung von Krankheiten ein ganz besonderes Kapitel der Heilkunde bildete. Der alte Hippokrates spricht wenig davon, er erwähnt aber ausdrücklich, daß die Erwärmung durch die Sonne ein Heilmittel sei. Celsus empfiehlt Schwächlichen das Spazierengehen in der Sonne, „wenn es der Kopf erlaubt“; ferner sollen Fettleibige durch den Sonnenbrand mager werden. Die ersten genaueren Angaben über die Anwendung der Sonnenbäder zur Vertreibung von Krankheiten verdanken wir dem alten Herodot. Dieser weist besonders darauf hin, daß das Sichsinnen einer Wiederherstellung und Zunahme der Muskulatur günstig sei, daß es besonders im Sommer von Schwächlichen nicht bei allzu großer Hitze vorgenommen werden solle, und daß man besonders den Rücken von der Sonne beschienen lassen müsse, weil dort vorzugsweise die Willensnerven gelegen seien; wenn aber diese heiß seien, so werde der ganze Körper kräftiger. Der Kopf aber solle durch eine Bedeckung geschützt werden. Ein späterer griechischer Schriftsteller Antyllus sagt, daß der Sonnenbrand, mäßig angewandt, die innere Transpiration fördere, wohlthätigen Schweiß hervorrufe, die Zunahme des Leibes hindere, das Fleisch kräftige und das Fett schwinden mache. Er empfiehlt die Sonnenbäder besonders Wasserkräftigen, Engbrüstigen und solchen, die an ständiger Mattigkeit des Kopfes leiden. Auch nach vorheriger Salbung des Körpers habe der Sonnenbrand die eigentlichen Wirkungen, doch trodne und bräune er den Körper mehr, der gleichsam in der Salbe geröstet werde. Sehr natürlich sei es auch, sich auf einem großen mit Del getränkten Thierfell in die Sonne zu legen. In schweren Fällen sollte auch, wenn der Kranke eine Verzögerung nicht vertragen konnte, die natürliche Sonnenwärme durch die Hitze eines Feuers ersetzt werden dürfen. Eine ganz besondere Art der Wärmebehandlung bestand ferner in den sogenannten Sandbädern. Auch der Sand wurde ursprünglich von Gesunden zur Kräftigung und zur Vermeidung von Krankheiten benützt. Hippokrates lemt das eigentliche Sandbad noch nicht, und erst die späteren Schriftsteller, vorzüglich wiederum Herodot, widmeten ihm eine ausführliche Beschreibung. Herodot empfiehlt es für Asthmastiker, für Sichtkranke, für Fettleibige, für Wasserkräftige, für Menschen, die an Brustkatarrhen leiden, und überhaupt gegen alle chronischen Krankheiten. Nur Kinder sollten von der Anwendung der Sandbäder ausgenommen sein. Diese Bäder wurden in der Weise genommen, daß am Meeresstrande oder auch im Flußhnde tiefe Gruben ausgeworfen wurden, in die sich der Kranke hineinlegte, nachdem sie von der Sonne stark erhitzt waren. Nun wurde der ganze Körper mit heißem Sande zugedeckt, mit Aus-

nahme natürlich des Kopfes, der bedeckt sein mußte. Der Körper sollte so gelegt werden, daß das Gesicht in den Morgenstunden nach Süden und um die Mittagszeit nach Norden gerichtet war. In manchen Fällen wurde der Kranke naheinander in zwei oder auch drei verschiedene Gruben gebracht. Je nach der Krankheit mußte die Stellung liegend oder sitzend sein. Nach Einstellung des Schweißausbruchs wurde ein Bad in Meerwasser oder süßem Wasser genommen und der Körper reichlich mit Del eingerieben. Es sollten im allgemeinen nicht weniger als 14 und nicht mehr als 21 Sandbäder genommen werden, war dann eine Besserung zu erkennen, so konnte noch nach einer Pause von 2—3 Tagen eine neue Reihe von Bädern zugelassen werden. Später nahmen die Kraker den Gebrauch von Sandbädern an, und auch noch im Mittelalter wurden sie zeitweise angewandt. —

Literarisches.

th. S. Dierling, Die praktische Grammatik zur Erlernung der englischen Sprache für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Straßburg i. E. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. Preis geb. 2,50 M. — Die praktische Grammatik vereinigt die Vorzüge einer guten Grammatik mit denen eines nach pädagogischen Grundfätzen aufgebauten Uebungsbuches. Das Buch zeichnet sich durch eine Reihe werthvoller Neuerungen aus, von denen die folgende besonders hervorgehoben zu werden verdient: Bei jedem neuen englischen Worte ist die Aussprache mit deutschen Buchstaben angegeben. Der Lehrgang ist der lebendigen Praxis entnommen, vermeidet alles Trockene und Ermüdende und ist daher geeignet, auf den Lernenden anregend zu wirken. Das Buch kann Lehrern und Schülern empfohlen werden. —

Erziehung und Unterricht.

1. Ein „Vogelschutz-Verein“ an einer französischen Knabenschule. Man geht jetzt allenthalben energisch vor, die Vögel vor der sie bedrohenden Vernichtung zu schützen. Auch in Frankreich hat sich eine Liga von Vogelfreunden gebildet, die den Schutz der Belverfolgten organisiren will. Jetzt kommt dieser eine Unterstützung von einer Seite, von der sie sich am wenigsten hätte vermuthen können: in einer französischen Dorfschule hat ein Lehrer die Schuljugend zum Schutze der Vögel aufgebildet und aus ihr einen „Vogelschutz-Verein“ gebildet. In der kleinen Gemeinde Courtray (Dep. Seine-et-Marne) war es, wo der Lehrer Gibet, als wieder einmal sehr viele Klagen eingelaufen waren, daß die Jungen die Nester ausgenommen hätten, auf den Gedanken kam, die Vögel unter den Schutz dieser ihrer Feinde zu stellen. Er hatte damit gut gerechnet, Kinder fühlen sich ebenso gern als „Protektoren“, wie sie gern zerstören, je nachdem der Fall gerade liegt; und sie vollziehen beides mit demselben Eifer. Ein richtiger Verein wurde also gegründet. Jeden Sonnabend während der Sommermonate tritt das „Bureau“ um halb ein Uhr unter dem Vorsitz des Lehrers zusammen, kontrollirt die Aussagen der Mitglieder und führt ein „Protokoll“ über alle die Nester, die beschützt werden sollen, und auch über die schädlichen Thiere, die man zu vernichten sucht. Dies ist der „Rechenschaftsbericht“ über das Jahr 1898: Die Zahl der behüteten Nester betrug im ganzen 570, im einzelnen 274 Schwalben-, 80 Raumlöw-, 37 Nachtigall-, 17 Distelfink-, 12 Meißens-, 53 verschiedene Nester. Andererseits wurden mit Hilfe von Fallen vernichtet 24 Siebenschläfer und 80 Junge, 4 Wiesel, 25 Ratten und mehr als 300 Mäuse. Das ist eine bescheidene Einrichtung, fügt die französische Zeitschrift, der wir diese Zahlen entnehmen, hinzu, aber sie belastet das Budget nicht und verrichtet trotzdem gute Dienste. —

Archäologisches.

gk. Römische Delpressen in Tripolis. Interessante Aufklärungen über das Alter und die Bedeutung der alten Steindenkmalen von Tripolis und der Verberei, die unter dem Namen „senams“ bekannt sind, brachten die Verhandlungen, die die letzten beiden Sitzungen der Londoner „Society of Antiquaries“ fast ganz ausfüllten. Die senams, die sich über das Land zerstreut finden, sind Steinbaue, die großen schmalen Thoren ähnlich sind. Die beiden Pfosten haben einander entsprechende Löcher, in die hölzerne Querstangen eingefügt werden. Ihr arabischer Name bedeutet „Zdol“, und man hat diese Baue gewöhnlich als Gegenstände des religiösen Kultus aus der vorrömischen Zeit betrachtet. M. J. V. Vlyres, der darüber referirte, führte nur den Nachweis, daß es sich hier um römische Delpressen handelt, wie sie in ähnlicher Art auch sonst in römischen Ländern, z. B. in Carien, in Gebrauch waren. Vor den senams liegt in der Regel ein flacher Stein mit einem viereckigen oder runden Kanal in der Oberfläche, (der früher als Altar beschrieben wurde) und ein massiver Stein mit tiefen Zapfenlöchern, dessen Bedeutung man bisher nicht zu erklären vermochte. Vlyres zeigt, daß die senams wie die mit einem Kanal versehenen Steine in römische Steinnordelfundamente eingebettet sind, also nicht vorrömischen Datums sein können, daß die beiden Arten von Steinen als Pressbetten und Gewichtsteine aufzufassen sind und daß die senams selbst Stützpunkte des Hebels waren, mit denen solche Pressen in Bewegung gesetzt wurden. Ueberreste von Delmühlsteinen und Mühltrögen auf den Baustellen dieser senams bestätigen diese Ansicht. Ähnliche Pressen werden im Gebrauch auf römischen Monumenten mehrfach dargestellt; auf einer Gemme im Berliner Antiquarium ist auch ein solcher senam als Stützpunkt des Presshebels dargestellt. Dieser Anschauung

schlossen sich in der Diskussion alle Redner an. Aus dem, was hierbei vorgebracht wurde, ist noch manches von Bedeutung. Die senams wurden in der Regel auf erhöhtem Terrain gefunden. In manchen Orten war die alte Presse, abgesehen von dem hölzernen Weiswerk, genau so erhalten, wie sie ursprünglich in Gebrauch gewesen war. Ein Kanal führte von dem Preßbett, dem sogenannten „Altar“, zu einem Reservoir, in dem das gepreßte Del gesammelt wurde. Einige dieser Einrichtungen waren sehr groß und enthielten mehrere Pressen. Ost waren sie auch durch ein römisches Kastell gegen Wüstenräuber geschützt. Die Gegend von Tripolis war die ausgiebigste Delgegend der römischen Welt. Die Stadt Leptis mußte allein Cäsar 300 000 Pfund liefern. Severus, der aus dieser Stadt stammte, erhielt so große Kontributionen von den Städten in Tripolis, daß nach seinem Tode eine genügende Menge Del zurückblieb, um die Bäder und Gymnasien nicht nur von Rom, sondern auch von anderen Städten Italiens zu versorgen. Daß das ganze jetzt fast völlig verwüstete Land in den Zeiten vor dem Einbruch der Araber dicht mit Olivenwäldern bedeckt gewesen sein muß, zeigt auch die große Zahl der Reste von Delpressen, die sich überall im Lande finden. Daß aber die Delpressen später als alte „Idole“ angesehen wurden, suchte einer der Redner so zu erklären: Während der Kriege Justinians wurde die alte Delindustrie zerstört und die Gegend tatsächlich entvölkert; dann sei sie von einem heidnischen, Steine anbetenden Stamme besetzt und von diesem, da er ihre eigentliche Bestimmung nicht erkannte, als Gegenstand der Götzerverehrung benutzt worden. Die Araber hätten dann diesen feststehenden Gebrauch vorgefunden und die Steinbauten dementsprechend „senams“-Idole genannt. Ein Anderer machte demgegenüber darauf aufmerksam, daß die Araber vor Mohamed selbst Steinambeter gewesen wären und Spuren davon auch jetzt noch unter ihnen gefunden würden, sie könnten also selbst auf diese Deutung der Delpressen gekommen sein; ebenso würden an der syrischen Küste römische Meilensteine häufig als „bethels“ benutzt und mit Del gesalbt. Auch darauf wurde hingewiesen, daß in Japan noch heute ganz ähnlich konstruierte Pressen im Gebrauch sind. —

Geographisches.

— Die größte Meerestiefe wurde bisher zu 8515 Meter angenommen. Diese Tiefe ist vor einer Reihe von Jahren durch die „Tuscarora“, ein amerikanisches Schiff, im Südwesten der Insel Irup in Mexikanische Meer unter 44 Gr. 45' nördlicher Breite und 152 Gr. 26' östlicher Länge gemessen worden. Nach der „Nouvele scientifique“ hat nun das englische Kriegsschiff „Penguin“ zwischen den Gesellschafts- und den Bermuda-Inseln Meerestiefen von mehr als 9000 Meter erreicht, und zwar an mehreren Stellen, die durch Zwischenträume getrennt sind, wo die Tiefe weit geringer ist, derart, daß dadurch die Regel bestätigt wird, daß die größten Tiefen sich nicht auf hohem Meere, sondern in der Nähe des Landes finden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ein interessanter Baum, eine Wellingtonia gigantea (Sequoia), auch Mammutbaum oder kalifornische Riesentanne genannt, steht in einem Garten zu Wachenheim (Rheinpfalz). Er hat eine Höhe von 21 Metern oder 74 Fuß, Stammumfang am Boden 4 Meter = 14 Fuß, Stammumfang 8 Meter vom Boden 1,20 Meter. Dieser Baum wurde 1848 als schwache Pflanze aus England bezogen im Alter von etwa sechs Jahren, ist demnach nun 57 Jahre alt und dürfte jetzt wohl eines der stärksten Exemplare in ganz Deutschland sein. Vor etwa 80 Jahren wurde die Wellingtonie in England eingeführt und verbreitet; ihre Heimath ist Kalifornien. Der Baum wurde kürzlich photographisch aufgenommen, um das Bild einem Werke: „Interessante Bäume Deutschlands“ beizufügen. —

Geologisches.

— Die Entstehung der Diamanten. Die künstliche Darstellung von Diamanten gelang bekanntlich Moissan, indem er Kohle in geschmolzenem Eisen löste und dieses dann plötzlich so weit abkühlte, daß die Masse eine feste Rinde erhielt. Ursache der Entstehung ist der Umstand, daß sich die noch flüssige Masse im Innern der festen Schale nicht mehr der Volumenzunahme beim Erstarren des Eisens entsprechend frei ausdehnen kann. Es entsteht hierdurch ein sehr bedeutender Druck, welcher das KrySTALLISIREN des ausgeföhrenen Kohlenstoffes bedingt. Nach analogen Erscheinungen, z. B. bei Arsen, kann man annehmen, daß der Kohlenstoff unter dem hohen Druck, welcher bei den Versuchen Moissan's herrscht, zunächst in den flüssigen und dann in den festen Zustand übergeht. Aus dem Eisen erhielt Moissan die Diamanten dadurch, daß er dasselbe mittels Säuren auflöste. Crookes glaubt, daß, wenn es möglich sein werde, den Kohlenstoff bei hinreichend hoher Temperatur, etwa 5800 Grad Celsius, einem genügenden Drucke, etwa 2300 Atmosphären, auszuföhren, es gelingen werde, denselben zu verflüssigen und dann auch größere Diamanten zu erhalten. In ganz ähnlicher Weise kann man sich, nach einer Mittheilung des Patent- und technischen Büreaus von Rich. Lüdgers in Götting, auch die natürlichen Diamanten entstanden denken und die geologischen Verhältnisse der Fundstätte widersprechen dieser Annahme durchaus nicht. So sind die diamantführenden Krater der südafrikanischen Diamantfelder offenbar nicht nach der gewöhnlichen Art vulkanischer Eruption entstanden, denn die umgebenden

Wände weisen keine Zeichen von Feuerwirkung auf. Diese Krater wurden, nachdem sie entstanden waren, von unten her ausgefüllt und die in einer früheren, weit entlegenen Zeit gebildeten Diamanten wurden in einem Schlammvulkane gemeinschaftlich mit allerlei Trümmern ausgeworfen, die von den anstößenden Gesteinen abgelöst waren. Dabei ist der Boden stark eisenhaltig; ja die Eisenhaltigkeit des Bodens gilt beim Volle gerabzu als Anzeichen für das Vorhandensein von Diamanten. Crookes glaubt daher, daß die dortigen Diamanten sich in der Tiefe aus geschmolzenem Eisen ausgeföhren haben, womit auch ihr Eisengehalt übereinstimmt. Ferner sprechen dafür die oft tropfenartige Gestalt, die eigene gleichartige Ausbildung ohne bemerkbare Anwachsstelle. Desgleichen stehen der Spannungszustand, in welchem sich, wie das optische Verhalten zeigt, die Diamanten oft befinden, sowie die zuweisen von ihnen eingeschlossenes komprimiertes Gas mit der Annahme jener Entstehungsweise im Einklange. Man kann sich mit Crookes die Bildung und Isolirung der Diamanten demnach folgendermaßen denken: In hinreichender Tiefe befanden sich Kohlenstoff aufgelöst enthaltende Massen geschmolzenen Eisens unter großem Drucke und von hoher Temperatur, bereit, beim Abkühlen auszukrySTALLISIREN. In weit von der Gegenwart zurückliegender Zeit bewirkte dann die Abkühlung von oben her Risse in den überliegenden Schichten, durch welche Wasser seinen Weg fand. Dieses wurde in Gas verwandelt, als es das glühendflüssige Eisen erreichte. Hierdurch konnte es schnell die Kanäle einschneiden, durch welche es hindurchging, um einen Ausweg zur Oberfläche zu finden. Dampf greift geschmolzenes und selbst rothglühendes Eisen rasch an, oxydirt das Metall. Letzteres zerfällt, und es werden große Mengen Wasserstoff gleichzeitig mit geringer Mengen verschiedener Kohlenwasserstoffe frei. Die vom Dampfe begonnene Erosion, d. i. Durchbrechung der überliegenden Schichten durch Einschneiden von Kanälen, wird von den anderen Gasen fortgesetzt, und es ist leicht möglich, daß Krater von der Weite, wie sie in Südafrika gefunden werden, in dieser Weise ausgehauen wurden. —

Humoristisches.

— Offenherzig. Mutter: „Gieb der Tante eine Hand zum Abschied, Karlchen, — nun, wie sagt man dem, wenn die Tante forgeht?“

Karlchen: „Endlich allein!“ —

— Variante. Sage mir, was für Ansichtspostkarten Du hast und ich will Dir sagen, mit wem Du umgehst! —

— Der Schreihaß. Menagerie-Besitzer (zum Anseher): „Seien Sie mal einen Augenblick ruhig, Müller, die Herrschaften wollen die Thiere brüllen hören!“ — („Luft Bl.“)

Notizen.

— Die nächste Aufführung der Vereinigung für „historisch-moderne Festschispiele“ im Neuen Theater, „Amphitryon“ von Heinrich von Kleist, soll am 5. März stattfinden. —

— Julius Lieban soll einer Mittheilung des „B. B. C.“ zufolge sein Entlassungsgesuch eingereicht haben, weil er sich mehrfach hintangeseht fühle und wegen angeblich unbegründeter Krankmeldung mit einem Gegenabzug von siebenhundert Mark bestraft wurde. —

— Die erste Aufführung des Oratoriums „Lazarus“ von Perosi im Opernhause wird Anfang März unter Leitung des Kapellmeisters Dr. Rud stattfinden. —

— In der Ausstellung der Werke von Hermine von Preuschen sind bisher 32 Werke verkauft worden. —

Bücher-Einlauf.

— Bruno Wagners, Heilandsliebe. Ein soziales Drama. Leipzig, Wilhelm Friedrich. —

— Debut de Laforest, die Bekreuzigte oder die Märtyrerin der Liebe. Pariser Sittenroman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Berlin, Adolf Willdorf. —

— Friß Lennar, Mit dem Eiselstinnbad. Ein Promemoria fürs sinkende Jahrhundert. Nebst anderen Glossen. Stuttgart, Bir-Verlag (E. Krauß) 180 M. —

— Georg Brandes, Julius Lange. Uebersetzt von Alfred Forster, Leipzig, H. Wastdorf. —

— Gustav Vorherding, der Heidegedächter August Kreudenthal. Eine literarische Charakterstudie. Bremen, Mühle u. Schlenker. 50 Pf. —

— Arbeiter-Liederbuch für vierstimmigen Männerchor. Herausgegeben von Josef Schen. Dresden, J. Günther. Partitur 80 Pf., Stimmen 40 Pf. —

— Fernanda Lantes-Uhlmann, Philologin, Die Stellung und Erziehung der Frau zur Ehe. Wien, Josef Dietl. 70 Pf. —